

## Volksgemeinschaft und Steuerpflicht

Von Staatssekretär Fritz Reinhardt

NSR. Der nationalsozialistische Staat stellt die Form dar, in der sich das Leben der Volksgemeinschaft und aller ihrer Glieder vollzieht. Führung und Verwaltung des Staats sind da, um die Voraussetzungen zu schaffen und zu erhalten, deren es bedarf, wenn das Volk als solches und damit jeder einzelne Berufsstand und jeder einzelne Volksgenosse leben und gedeihen können. Der einzelne Volksgenosse zahlt Steuern um dem Staat die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderlichen Mittel zu geben.

Die Steuer moral war in den Jahren vor 1933 sehr bedenklich gestiegen. Das war auf zweierlei zurückzuführen: erstens darauf, daß die direkte Steuerlast, die den einzelnen Volksgenossen traf, fortgesetzt erhöht wurde und zweitens darauf, daß der Staat seine Aufgaben nicht so erfüllte und mit ihm zugewiesenen Steuergeldern nicht immer so umging, wie es von den Steuerzahlern hätte erwartet werden können. Das hat sich seit der Übernahme der staatlichen Macht durch Adolf Hitler grundlegend geändert. Im Adolf-Hitler-Staat geschieht leitend der Führung und der Verwaltung alles nur Denkbare, um die Voraussetzungen zu verbessern, nach denen sich das Schicksal der Volksgemeinschaft und damit Wohl und Wehe jedes Einzelnen bestimmen. Die Zahlen, in denen sich die soziale, wirtschaftliche und finanzielle Lage unseres Volkes spiegelt, bewegen sich in einer Eindeutigkeit in günstiger Richtung.

Der Wandel im Verhältnis der Staatsführung zur Volksgemeinschaft und zu den einzelnen Volksgenossen hat auch bereits zu einem Wandel in der Steuer moral geführt. Das ist auf die immer größer werdende Erkenntnis zurückzuführen, daß nationalsozialistischen Staat nicht eine Reichsmacht ausgegeben wird für Zwecke, die mit den Interessen der Allgemeinheit und mittelbar jedes einzelnen Volksgenossen nicht in Einklang zu bringen wären. Außerste Sparmaßnahmen und eine Disziplin in der Verwendung der Steuergelder ist einer der wesentlichen Grundzüge nationalsozialistischer Staatsführung.

Im ersten Hitler-Jahr sind im Gegensatz zu den unmittelbar vorangegangenen Jahren keinerlei Steuererhöhungen erfolgt, wohl aber erhebliche Steuererleichterungen für diejenigen Volksgenossen, die sich aktiv in den Kampf um die Verminderung der Arbeitslosigkeit eingeschaltet haben (Steuerfreiheit für Erwerbseinkünfte, Steuerermäßigung für Instandsetzungen und Ergänzungen an Gebäuden, die einem gewerblichen Betrieb dienen, Steuerfreiheit für Aufwendungen zu Zwecken des zivilen Luftschutzes usw.). Es ist auch bereits mit dem Abbaubau von Steuern begonnen worden: Beseitigung der Kraftfahrzeugsteuer für neue Kraftfahrzeuge, Halbierung der Umlagsteuer der Landwirtschaft, Beseitigung der staatlichen Grundsteuer der Landwirtschaft, Beseitigung der Schaumweinsteuer und der Mineralwassersteuer. Die Auswirkungen sind außerordentlich günstig. Die Zahl der Arbeitslosen ist heute um 2,3 Millionen niedriger als im gleichen Zeitpunkt des Vorjahres.

Das Rechnungsjahr 1933 wird das erste sein, in dem das Aufkommen an Steuern nicht mehr, wie in den vorangegangenen Jahren, um Hunderte von Millionen unter dem Voranschlag zurückbleiben, sondern diesen erreichen, wahrscheinlich sogar etwas übersteigen wird.

Der nationalsozialistische Staat hat in Wahrnehmung der Belange der Volksgemeinschaft und damit jedes Einzelnen auf verschiedenen Gebieten neue Aufgaben zu erfüllen. Und im Haushaltsjahr 1934 werden auf der Ausgabe Seite zum erstenmal die Vorbereitungen in Erscheinung treten, die sich aus der Ausgabe der Steuergutscheine und aus den verschiedenen Arbeitsbeschaffungsprogrammen ergeben. Trotz dieser unabwendbaren Erhöhung der Ausgabe Seite im Haushaltsjahr 1934 wird jede irgendwie geartete Steuererhöhung unterbleiben. Es wird im Gegenteil den Steuerpflichtigen immer wieder empfohlen werden, die Steuererleichterungen wahrzunehmen, die in den entsprechenden Gesetzen und Erlassen des Jahres 1933 im Rahmen des Kampfes um die Verminderung der Arbeitslosigkeit vorgehoben sind.

Die Steuerreform, die im Laufe des Jahres 1934 Gesetz werden wird, wird einkommensteuerlich erstmalig auf das Einkommen für 1934 Anwendung finden und eine Fortsetzung des Abbaus von Steuern in sich schließen. Durch diese Steuerreform wird eine allgemeine Entlastung von Produktion, Verbrauch und Besitz eingeleitet werden. Der Umfang und der Grad der Beseitigung der allgemeinen Entlastung von Produktion, Verbrauch und Besitz werden im wesentlichen durch zweierlei bestimmt werden: erstens durch die Pünktlichkeit aller Volksgenossen und aller Unternehmungen in der Erfüllung ihrer laufenden Steuerpflichtungen und durch die baldige Beseitigung etwa noch vorhandener Rückstände, und zweitens dadurch, daß alle Volksgenossen wieder steuerpflichtig werden und dem Staat nichts vorenthalten, was ihm auf Grund der bestehenden Gesetze zukommt.

Ein neuer Erlass, betreffend Flüssigmachung rückständiger Steuern für Zwecke der Arbeitsbeschaffung, wird weder jetzt noch später erfolgen. In dem Rundbrief vom 28. November 1933 hat es sich, wie von vornherein in aller Eindeutigkeit betont worden war, um eine einmalige Maßnahme und um die Möglichkeit einer Generalbereinigung der aus der Zeit vor dem 1. Januar 1933 rückständigen Steuern gehandelt. Steuern, die nunmehr aus der Zeit vor dem 1. Januar 1933 oder aus dem Jahr 1933 noch rückständig sind, werden, soweit nicht aus anerkannten Billigkeitsgründen Stundung erfolgt ist, beigetrieben werden.

In der Zeit vom 1. bis 15. Februar 1934 sind die Steuererklärungen für die Besteuerung des im Steuerabchnitt 1933 bezogenen Einkommens abzugeben. Bei der Abgabe dieser Steuererklärung wird der einzelne Volksgenosse Gelegenheit haben, zu beweisen, wie es um seine Treue zum heiligen Staat bestellt ist, und ob sein Wunsch nach einer weiteren Besserung der sozialen, wirtschaftlichen und finanziellen Dinge unseres Volkes ernst gemeint ist.

Nur derjenige ist Nationalsozialist und nur derjenige steht zum heiligen Staat, der sich in allen Dingen nach dem Grundsatz „Gemeinnutz vor Eigennutz“ leiten läßt. Wer aus eigennütigen Beweggründen sein Einkommen oder Vermögen falsch angibt, schadet der Gesamtheit aller Volksgenossen und verletzt somit seine Pflichten gegenüber der Volksgemeinschaft. Was der eine Volksgenosse durch falsche Angaben dem Staat und damit der Volksgemeinschaft vorenthält, fehlt dem Staat zu restloser Erfüllung seiner Aufgaben und muß unter Umständen durch andere Volksgenossen mehr aufgebracht werden. Der nation-

alsocialistische Staat wird deshalb jeden Steuerjäger unnahe sichtlich und ohne Ansehen der Person uneingeschränkt zur Rechenschaft ziehen.

Es ist jedem Steuerpflichtigen dringend zu empfehlen, die bezeichneten Tatsachen bei der Ausfüllung seiner Einkommensteuererklärung, die bis zum 15. Februar 1934 abzugeben ist, streng zu beachten. Wer die Steuererklärung bereits abgegeben hat und nachträglich feststellt, daß seine Angaben teilweise oder ganz falsch sind, kann sich vor Strafe dadurch bewahren, daß er die abgegebene Steuererklärung berichtigt oder durch eine neue ersetzt. Das ist möglich, solange das Finanzamt die Veranlagung noch nicht abgeschlossen hat. Straffreiheit kann bei nachträglicher Berichtigung der Steuererklärung durch den Steuerpflichtigen in denjenigen Fällen nicht erlangt werden, in denen die Berichtigung durch unmittelbare Gefahr der Entdeckung veranlaßt ist. Ebenfalls kommen, sobald die Veranlagung abgeschlossen ist, unnahe sichtlich die entsprechenden Strafvorschriften zur Anwendung, wenn durch Nachschau, Buchprüfung oder sonstige falsche Angaben entdeckt werden.

Wer glaubt, mit falschen Angaben aus früherer Zeit belastet zu sein, der kann sich noch bis zum 31. März 1934 der Strafe dadurch entziehen, daß er einen entsprechenden Betrag an freiwilliger Spende zur Förderung der nationalen Arbeit zahlt. Am 31. März 1934 läuft die für die freiwillige Spende zur Förderung der nationalen Arbeit vorgezeichnete Frist ab. Nach Ablauf dieser Frist ist die Strafe für begangene Steuerlügen in keinem Fall mehr abwendbar.

## Mussolini über Frontkämpfertum und Jugend

Paris, 4. Febr. Ein Vertreter des „Antirassigeant“ hat mit Mussolini über die Zukunft der Jugend und über die internationale Rolle der ehemaligen Kriegsteilnehmer unterhalten und veröffentlicht längere Erklärungen des Duce zu diesen beiden Themen. Im neuen Italien leben, so erklärte der Duce, die Männer der Kriegsgeneration an allen Kommandostellen. In vielen anderen Ländern auch. Das ist eines der beruhigenden Elemente für den Frieden Europas. Die Männer, die wirklich den Krieg mitgemacht haben, werden mehr als andere zögern, ihn aufs neue zu entfesseln. Ich glaube an die Möglichkeit, den Schwung der Jugend auf friedliche Ziele abzulenken, auf den Sport, die Plegerie, Entdeckungsreisen, koloniale Abenteuer. Das alles hat seine Wert nach dem Sinne der Jugend. Man muß der Jugend eine Mühsal geben. Und dann muß man ihr außerdem erlauben, sich in ihrem eigenen Lande zu bewähren, so sie selbst darauf hinstreben. Man muß ihr in den Stadträten und Provinzialräten oder in der reichsweiten Verwaltung den Platz einräumen, den sie verdient. Mit 60 Jahren hat ein Mann nicht mehr die gleiche physische oder geistige Leistungsfähigkeit. Mit 40 oder selbst mit 30 Jahren müßte er Führer sein. Das Problem der Jugend hat aber auch eine politische Seite. Soweit als möglich müssen die Gefahren neutralisiert werden; die Europas Jugend eines Tages gegen einander treiben. Man muß Europa schaffen. Dann würde die Jugend ruhiger sein und eine friedliche Anwendung für ihr Aktionsbedürfnis finden. Aber das neue Europa wird nicht durch den Völkerverbund gemacht werden, sondern eher durch einen Bund der europäischen Völker.

## Ein Deutscher sieht die Weltgeschichte

Das merkwürdige Leben

des Dr. Justus Erich Bollmann aus Hoya

Von Fritz Ludwig Roth

1. Fortsetzung

Paris

Am 19. Februar 1793 kam der jehtlich erwartete Brief des Onkels in Straßburg an, der den Reffen sofort nach Paris lief. Noch am gleichen Tage legte sich Justus in den Reffewagen. Am 23. Februar traf er in der Hauptstadt Frankreichs ein. Mit einem heftigen Trommelwirbel hatte sich nun der Vorhang vor dem Zuschauer der Weltgeschichte gehoben. Das graufige Schauspiel begann.

Hohe Häuser, enge Straßen. So eng, daß sie vielfach wie eine Felspalte erschienen! Das war der erste Eindruck, den Justus von Paris gewann. Nur eine Gasse ging durch jede Straße. Das Pflaster hing abwärts von den Häusern zur Mitte, vergebens suchte man nach einem Fußweg. Weit entfernt von den Predigten der Schönheit und Vernunft war das alles. Aber es sollte nicht ändern, daß Justus sich tagaus, tagein durch die Gassen der Stadt bewegte. Er hatte es nicht schwer, er brauchte nur die Straßen zu betreten und fand eine Fülle des Beobachtenswerten. Er streifte durch die öffentlichen Gebäude, durch die Parks, die Anlagen. Nach einigen Tagen fanden sich Freunde. Zu den Eindrücken des Auges gesellten sich die des Ohres und des Verstandes.

Zeit stand dem Beobachter in weitestem Maße zur Verfügung. Das Entgegenkommen des Onkels, der einige Tage vor ihm eintraf, war, genau betrachtet, ein Verfall. Die Gelder, die der reiche Verwandte herausstücken wollte, reichten nicht im entferntesten, um sich hier oder irgendwo anders eine Praxis einzurichten. Es blieb bei Versprechungen und kleineren Beihilfen. Ein geiziger Spießbürger — als solcher offenbarte sich der wohlhabende Onkel. Die Starmesser lagen vergeblich bereit. Der Onkel spekulierte hin und her. Paris schien ihm für den Reffen nicht das Richtige zu sein. Hier war nicht genügend Geld mit ihm zu verdienen. So gingen Wochen hin. Die unfreiwillige Muße wurde also zu Spaziergängen und zu Briefen

und Berichten an Familie und Freunde benutzt: Wunderliche Stadt, dieses Paris, wunderliches Volk, diese Franzosen!

Die Revolution betrachtete der Pariser als sein alleiniges Werk, so daß der Demokratismus allgemein war. Aber selbst alle Anhänger dieser Geistesrichtung waren unter sich nicht entfernt einig. Die Klubisten, die Mitglieder des Klubs, vornehmlich die Jakobiner, welche die Anhänger der radikalsten Richtung waren, begannen bereits verhaßt zu werden. Justus bezeichnete die Nationalversammlung als einen widerspenstigen unreinen Chor, in dem fast jeder sein eigenes Interesse durchzusetzen suchte, und nur wenige das des Staates. Gefürchtet und gegrübelt wurde viel, getan nichts. „Wo wird das hin führen?“ fragte sich unser Freund. Er hatte verstanden: Die Konstitution zerstört die Religion, denn sie zerstört Glauben und Zeremonie. Wohl will sie so etwas wie eine Religion, aber das wird Religion für den Denker sein, nicht für das Volk. Dem Volke die Religion nehmen, heißt aber die einzige Handhabe derselben fahren lassen, das einzige allgemeine Interesse aufheben und mit ihr alle Eintracht und Ordnung.

Ein einsichtsvoller Mann sagte zu Justus, der diesen Sach sorgfältig notierte: „Die Klubs sind der Zusammenfluß der Kanaille. Die guten Köpfe und die redlichen Männer müssen schweigen. Wahrscheinlich unterliegt Frankreich in diesem Streit gegenseitigen Anfalls und gegenseitiger Intrigen. Der redlichen Männer sind zu wenig. Der Bedürfnisse sind zu viel!“

Das waren, kurz gefaßt, die ersten Eindrücke, die Justus von der französischen Revolution an Ort und Stelle erhielt. Das Verhältnis zu dem Onkel besserte sich nicht. Bereits im April fuhr dieser nach Rouen ab. Was er dem Reffen an Geldmitteln zurückließ, war gerade zum dürftigen Leben genug. An eine ärztliche Praxis war damit nicht zu denken.

Aber Justus blieb in Paris. Bewußt oder unbewußt erkannte er, daß die Tragödie sich hier zuspitzte. Seine persönliche Lage besserte sich im Sommer etwas. Er hatte den Versuch unternommen, seine Kenntnisse in der Augenheilkunde den Pariser durch eine Zeitung anzukündigen. Madame Stahl, die Gemahlin des schwedischen Gesandten und die Tochter des französischen Ministers und Schweizer Bankiers Reders, hatte sich merkwürdigerweise

darauf bei ihm gemeldet. Diese Jüdin glanzte im weissen Leben der Pariser an erster Stelle. Sie machte noch einige andere, ebenfalls wohlhabende Patienten auf den jungen deutschen Arzt aufmerksam. Dennoch wußte Justus wohl, daß es kaum Zweck haben würde, in diesem unglückseligen Lande den Versuch zu machen, eine Existenz zu gründen. Es war aber unmöglich, jetzt Paris zu verlassen! Die Luft zum Schauen, zum Beobachten überzog noch.

In seinen Briefen trat um diese Zeit ein Mann hervor, der in seinem späteren Leben eine gewichtige Rolle spielen sollte: General Lafayette, ehemals amerikanischer Freiheitskämpfer, Erstürmer der Bastille, lange Zeit Freund und Liebling des französischen Volkes. Lafayette galt als Mann der Hilfe, des Trostes und der Hoffnung. Wie so oft in trostlosen Tagen hatte sich das Volk ein Idol geschaffen, das aber in diesem Fall in Wahrheit eben nur ein Idol war. Auch Justus faßte den General als den Mann auf, in dem er alle Eigenschaften erblickte, die ihm zur Beherrschung und Meisterung der entsetzlichen und verwirrten Lage erforderlich schienen.

Lafayette ist wirklich ein großer Mann, unbescholten im Wandel, rein und edel seine Seele. Der Tag seiner Tat ist aber noch nicht gekommen, das Elend muß erst noch größer, das Seufzen nach einem Retter allgemein werden! Das waren die Ueberlegungen Justus' in Bezug auf den General. Er zweifelte nicht daran, in diesem Mann den kommenden Cromwell der französischen Revolution zu sehen. Nur fragte er sich doch bisweilen ängstlich, ob Lafayette auch die graujame, aber notwendige Größe eines Cromwells haben würde. Würde er stark genug sein in der kommenden Krise? So schart Justus die Zusammenhänge erkannt hatte, so sicher er wußte, daß die unglückliche französische Revolution nur durch einen Mann der unerhörten Tat beendet werden konnte, so hatte er sich dennoch in der Person geirrt. Nicht Lafayette, sondern Napoleon hieß er und war zu jener Zeit noch ein einfacher Artillerieleutnant. Die Weltgeschichte wiederholt sich. Die Männer, welche die Geschichte machen, finden sich nicht vorher an, sie erscheinen einfach aus dem Nichts, aus der Masse des Volkes. Man weiß nicht, woher sie kommen, man weiß nicht, wann sie kommen. Nur daß sie einmal kommen, weiß man!

Fortsetzung umstehend.

# Gesundheitspflege Wie pflegt man die Haut?

Bereits in den zwanziger Jahren bilden sich an den oberen und unteren Ecken der Augen Mit den beginnenden dreißiger Jahren erscheinen die sogenannten Krähenfüße als kleine Faltchen, die von den äußeren Augenwinkeln fächerförmig ausstrahlen. Die von der Nase zu den Mundwinkeln verlaufenden Falten vertiefen sich auf der Stirn je nach sich horizontale Querfalten, an der Nasenwurzel oft senkrechte Falten. Im fünften Jahrzehnt kommt es dann zu einer fortbreitenden Erschlaffung auch der Haut des Halses, zum Schluß eine Doppelrinne. Die Faltenbildung ist natürlich nur innerhalb gewisser Grenzen an das Alter gebunden. Besonders spielt auch die mangelnde Beweglichkeit oder Starre des Gesichtes bei der Runzelnbildung eine wichtige Rolle.

Immer wieder wird der Arzt von die Frage gestellt, wie diese gefährlichen Vorbote des Alters am wirksamsten zu bekämpfen seien, und immer wieder muß er bekennen, daß außer der sehr wichtigen guten und sorgfältigen Hautpflege die einzige wirklich casuelle Möglichkeit der Faltenbeseitigung die Operation ist. Bei der Faltenentfernung wird durch Herausheben der überflüssigen Haut und durch Verwundung der Wundränder ein Straffungs- und Spannungszustand erzielt, der die unerwünschten Merkmale von Alter und Lebensstempel beseitigt.

Diese Faltenentfernungen können entweder von der Schläfe her, von der behaarten Kopfhaut ausgehen oder müssen, falls es auf die Befestigung der Stirnhaut und Lidränder ankommt, um die Augen herum gelegen sein. Der Eingriff ist recht harmlos, kann beliebig oft wiederholt werden.

Zu trodrene und fettarme Haut finden wir vor allem im Gesicht und an den Händen. Die Ursachen können recht verschieden sein. Neben angeborener Veranlagung kann es die Einwirkung von Wind und Kälte sein oder auch gar nicht selten die langanhaltende Einwirkung der entfettenden Mittel auf die Haut (Kerze, Wässherrinnen), aber auch eine übermäßige Keimfreiheit zu häufiges Waschen besonders im Winter oder noch dazu mit nicht überfetteten Seifen. Das kann eine schon an sich fettarme Haut nicht vertragen. In solchen Fällen muß zur Vermeidung der Sprödigkeit das viele Wasser verboten werden, bei starker aufgesprungener Haut für einige Zeit ganz eingestellt werden. Einzige zweckmäßige Behandlung: häufiges Einreiben mit fetthaltigen Hautcremes.

Recht häufig wird über raube und verhornte Haut an der äußeren Seite der Arme und Oberschenkel besonders von jungen Mädchen geklagt. Ursache ist die übermäßige Einwirkung der Seife und des Alkohols. Die Behandlung besteht in Erweichung der Hornschicht durch Einreiben mit entsprechenden Salben und Hautcremes.

Ueberfettung der Haut gibt ihr ein öliges, fettglänzendes Aussehen. Oft ist die Haut schuppig verändert. Ursache ist eine übermäßige Tätigkeit der Talgdrüsen. Die Erkrankung ist außerordentlich häufig, aber harmlos, aber unangenehm und kosmetisch nicht unbedeutend. Sie ist doch eine der häufigsten Ursachen des Hautausschlages, wenn auch die behaarte Kopfhaut ergriffen ist.

Auch die Bildung von Mitessern und die so gefährliche Erweiterung der Poren sind Folgen der Krankheit, mit dem lateinischen Namen Seborrhoe (Talgfluß) Allgemeine Behandlung: Bewegung in freier Luft, Verhütung von Verdauungsstörungen, besonders chronische Verstopfung. Nicht zu fetter und gewürzte Speisen. Große Bedeutung hat die tägliche gewissenhafte und gründliche Hautpflege. Es ist nicht unbedingt zweckmäßig, die Gesichtshaut wie es heutzutage so oft geschieht, gar nicht mit Seife und Wasser in Berührung zu bringen. Gerade im Anfang sind Wechselwäsungen, mit kaltem und heißem Wasser erfolgreich. Auch die Höhenstrahlungsbehandlung ist ein beliebtes und mit der Zeit wirksames Mittel zur Seborrhöebeseitigung. Die einzelnen Dosen dürfen hierbei nicht zu klein sein. Am besten pflegt das Kopfhaar zu reagieren. Dagegen muß man äußerlich vorzüglich ein mit der Königsstrahlung.

In engem Zusammenhang mit der überreichen Erzeugung von Hauttalg entwickelt sich die sogenannte Akne. Die Akne ist ein überaus häufiges und häßliches Leiden, das meist während der Keifejahre zu beginnen pflegt, dessen Behandlung oft auf große

Schwierigkeiten läßt. Bei den genannten Formen ist meist das Gesicht befallen, aber auch Brust und Rücken.

Die Ansammlung von Talg und Zellen in den verstopften Ausführungsgängen der Hautdrüsen führt zu der bekannten Erscheinung der Mitesser deren schwarze Verfärbung nicht durch Schmutz entsteht, sondern durch chemische Vorgänge. Bei Druck entleert sich die zurückgehaltene Masse in Form eines gelbweißen, wurmartigen Fadens. Das Krankheitsbild der Akne besteht in knötchenförmigen Erhebungen, eitergefüllten Pusteln oder darderen oft tief in der Haut gelegenen Verhärtungen. Besonders unangenehm sind die bei längerer Dauer unvermeidlichen Narbenbildungen die das Gesicht manchmal schlimmer in Mitleidenhaft ziehen als die eckten Pusteln. Die Ursachen der Akne können sehr verschieden sein Stoffwechselkrankheiten, hartnäckige Verstopfung, Keimdrüsenaktivität (Pubertät und Wechseljahre), Innerlich gewöhnlich vom Arzt zu verschreibende Medikamente. Daher muß einer wirksamen Behandlung eine eingehende Untersuchung vorangehen. Allgemeine Maßnahmen: reichliche Bewegung im Freien, reizlose, fettarme Kost, die eine regelmäßige Verdauung gewährleistet, Einschränkung von Süßigkeiten. Dagegen reichlich Rohkost.

Die moderne Kosmetik lenkt zahlreiche Mittel gegen dieses weitverbreitete Leiden. Häufig sieht man auch eine Besserung nach Verabreichung von Drogen oder Kalkpräparaten. Die direkte Behandlung soll antiseptisch, kühlend und entzündend sein. Die Schälung spielt hierbei eine große Rolle. Richtige Schäluren dürfen nur unter Aufsicht des Arztes vorgenommen werden. Wäsungen mit Seife (sollt reizlos, überfettet) und heißem Wasser sind oft recht nützlich. Besonders bei den Mitessern spielen die Gesichtsbalsme, die heißen Kompressen oder heiße Steinwässer eine große Rolle.

Die Behandlung von Warzen ist ein schwieriges und wissenschaftlich interessantes Gebiet. Verbannt werden müssen die weitverbreiteten Reizmittel, die zerkratzen und die Warzen, aber unter Hinterlassung unangenehmer und mindestens ebenso entstellender Narben. Die beste Methode ist die Zerstörung durch die elektrische Nadel. Sehr eigenartig sind die vor einigen Jahren von durchaus erster wissenschaftlicher Seite erfolgreich vorgenommenen Warzentrennungen durch Suggestion. Der alte Volksglaube des Besprechens von Warzen hat hier eine Bestätigung gefunden. Oft verschwinden die Warzen von selbst, oder es genügt die Zerstörung einer einzigen größeren, um auch die übrigen verschwinden zu lassen.

Impfnarben lassen oft eine Reihe unschöner, breiter Narbenzüge zurück. Es ist nicht zu verstehen, warum die Impfnarben nicht an unsichtbarer Stelle des Oberkörpers angelegt werden. Oft wird heute auch unter oder in die Haut geimpft, so daß überhaupt keine Hautverletzung stattfindet.

## Der älteste Arztetat der Welt

Kampf gegen das Kurpfuschertum schon im Altertum — Patienten, die nach erfolgloser Heilbehandlung entschädigt wurden — Wenn Alexander der Große anfing, zu schneiden — Von Dr. Franz Wennerberg.

Das Kurpfuschertum, dessen wirksame Bekämpfung mit glücklicher Weise in Deutschland erleben, ist so alt wie die Geschichte der Menschheit selbst. Schon in ältesten Zeiten war man sich des Schadens bewußt, den die auf die Menschheit losgelassenen Plücker überall durch unsachgemäße Behandlung von Kranken und Sichern anrichteten, und versuchte, diesem Uebel durch gesetzliche Vorschriften nach Möglichkeit zu steuern.

Im Britischen Museum befinden sich nicht weniger als 20 000 Bruchstücke von Keilschrifttafeln der einst weltberühmten Bibliothek des Königs Sardanapal von Babylonien. Unter diesen Stücken gibt es interessante Belege für den nachweisbar ältesten Arztetat der Welt. Der Wortlaut stammt angeblich von König Chammurabi, der um 2200 vor Christi lebte und dessen gelegentliche Tätigkeit Weltrauf besah. Es muß also schon schon schlimm gewesen sein, wenn sich der König bemüht hat, besondere Vorschriften gegen das Kurpfuschertum seiner Zeit zu erlassen! Sogenannte Krattliche Kunstfehler wurden unmissverständlich bestraft.

Dem Augenarzt, ohne die mindeste Spur von Bärde, Ueberlegung, Ideenarbeit, hörte er die Reden für und wider der verschiedenen Mitglieder an. Gegenüber von ihm die Königin, in deren Gesicht man erstaunt war, alles gleichsam doppel zu finden, was man am König vermisse. Sie hatte Hof und Kammer von blauem Kattun an, mit weißen Blumen, ein einfaches weißes Tuch ohne Spitzen und Verzierung um ihren Hals, eine Art Haube auf dem Kopf. Der Dauphin, ein bildhäßlicher Knabe, sah auf ihrem Schoß. Sie drückte ihn zuweilen an sich, als dächte sie, was wird aus ihm? Tiefinnig und kummervoll blickte sie von Zeit zu Zeit um sich und sagte mit Ernst und hoher Beachtung jedes Mitglied ins Auge, dem in diesem Augenblick, da Schonung und Menschlichkeit am Platze waren, unglimpfliche Ausdrücke entlockten.

Julius erschien sie während in diesen Augenblicken. Dem König und seiner Familie wurde endlich eine Poge mit Gitterwerk zur Seite des Präsidenten angewiesen. Er war damit der weiteren Beobachtung entzogen. Räderer hielt einen Vortrag, in dem er auseinandersetzte, was er zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe hatte tun wollen, aber nicht hatte tun können. Er habe der Schweizergarde, die das Schloß bewache, Befehl gegeben, nicht anzugreifen, aber Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, wenn man das Schloß fürren wolle.

Er sprach noch, als man Kanonenschüsse in der Nähe hörte. Alle Anwesenden erstarrten. Julius benutzte diesen Augenblick, um sich aus dem Gebäude zu stellen. Kaum hatte er das Haus verlassen, da rief ihn der Tumult mit. Ehe er sich verah, war ihm eine Kugel in die Hand gedrückt. Die Horde von Pöbelträgern zog nun gegen das Schloß. Man hörte laute Rufe, einzelne Stimmen, die zu launlicheren schienen, keiner wußte eigentlich, was geschah, dann wurde vorn wieder heftig geschossen. Verwundete schrien.

Die Angreifer feuerten, die Schweizer feuerten wieder. Letztere, die kaum tausend Mann stark waren, hatten sich auf die Unterföhung der Nationalgarde verlassen, diese aber ließ sie schändlicherweise im Stich, flohen oder machten gar gemeinliche Sache mit dem Pöbel. Endlich stretzten die Schweizer, bestürmt von allen Seiten und überwältigt von der Menge, das Gewehr. Es waren ihrer nur wenige

„Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser aus Bronze beibringt“, heißt es in einer dieser Vorschriften, „und ihn tötet oder jemandem eine Geschwulst öffnet und dessen Auge zerstört, so soll man ihm die Hände abhauen. Wenn er einen Sklaven tötet, so muß er diesen durch einen anderen ersetzen.“ Daneben gab es noch zahlreiche andere schwere Strafen für Vergehen am Leibe eines Patienten, wobei körperliche Verstümmelungen von Kranken am härtesten geahndet wurden. Der tüchtige Arzt aber sand die ihm gebührende Anerkennung seiner Leistung: „Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser aus Bronze beibringt und ihn heilt oder wenn er jemand eine Geschwulst öffnet und das Auge des Menschen erhält, so soll er 10 Scheffel Silber erhalten, für die Behandlung eines Freigelassenen 5 Scheffel. Bei einem Sklaven soll dessen Eigentümer dem Arzte 2 Scheffel Silber geben.“ In anderen Bestimmungen wurden die Tarife festgelegt, die ein Kurpfuscher seinem Patienten nach erfolgloser schädlicher Behandlung zahlen mußte.

Wie alle Kunst gedieh auch die Medizin vor allem an den Höfen, Babylonische, persische und ägyptische Hofärzte genossen den Ruf besonderer Geschicklichkeit. Von Alexander dem Großen wissen wir, daß er in Alexandria die Heilkunde nach Kräften förderte. Er war der erste König des Altertums, der offiziell dem Arzte menschlicher Leidenname gestattete, leit er erkannt hatte, daß in Ägypten bei der Zubereitung von Mumien das Herausnehmen der Eingeweide nicht für unschädlich galt. Alexander ging noch einen Schritt weiter und erlaubte seinen Ärzten sogar die Dissektion an den zum Tode verurteilten Verbrechern. In einer ambulatorischen Klinik erprobten Anatomen wie Herophilus und Erasistratus ihr durch praktische Erfahrung gewonnes Können. Nach Plutarch war allerdings der große Alexander selbst ein Kurpfuscher, der je nach Laune seine Heilkunst an Männern seiner nächsten Umgebung ausübte. Von seinem Lehrer Aristoteles hatte er in früher Jugend einige medizinische Ringe bekommen, die er später zu werten trachtete. Doch muß es mit der Sezierkunst Alexanders nicht weit her gewesen sein, denn wenn er anfing, zu schneiden, so flohen selbst keine ergebendsten Offiziere und Beamten aus dem Bereich des königlichen Operationsmessers, und die Raschheit blidte voll Enttäufung auf ihn, der ein genialer Feldherr und Organisator, aber als Heilkundiger zeit seines Lebens nur ein — Stümper war. Mit Messern, Schropfköpfen und Rasierern ging man im Altertum den verschiedensten organischen Leiden zu Leibe, kam aber im allgemeinen über die primitivsten Anfangsgrade nicht hinaus. Wenn alle Geschicklichkeit des Heilkundigen versagte, veruchte er buchstäblich sein „Glück“ bei den Heilkräutern, indem er „Seuresis“, das Zinderglück in Gestalt einer Götin, anrief.

## Buntes Allerlei

### Die Maus im Bienenkorb

Vor kurzem fand ein Jmker, der in der Nähe von Berlin eine große Bienenzucht betreibt, im Bienenkorb eine veradete Maus. Das Tier war mit einem Mantel aus Harz umgeben, der luftdicht abgeschlossen war. Es kommt nicht selten vor, daß ein so nachhüttes Tier wie die Maus sich in den Bienenkorb zwängt, um den süßen, dort aufgespeicherten Honig zu laktieren. In jedem Falle aber muß der Eindringling seine Raublust mit dem Tode büßen. Das ganze Bienenvolk fängt sich während auf ihn und bearbeitet ihn so lange mit den Stacheln, bis er stirbt. Um zu verhindern, daß der in Berührung übergehende Tierlaber den ganzen Bienenstos verpeitet, schollen ihn die Bienen mit vieler Mühe hinaus. Wenn die Tierleiche aber zu groß ist, so wird sie in eine Schicht eingehüllt, die aus einer horzähnlichen Masse (nicht etwa aus Wachs) besteht die die Insekten aus den Kernen bestimmter Pflanzen gewinnen. Diese Schicht umschließt den Kadaver luftdicht so daß die Tierleiche zwar den ein- und ausliegenden Bienen im Wege ist, aber nicht ihre fleißige Arbeit durch den Verwesungsgeruch unmöglich macht.

Im Gesicht gefallen, aber jetzt, nachdem sie sich ergeben hatten, fiel man jämmerlich über sie her — zwanzig über einen — und ermordete sie grausam. Man schlug sie tot, wo man sie fand. In den Straßen lagen die Leichen haufenweise.

Justus sah und erlebte Szenen von unmenschlicher Grausamkeit. Er sah, wie die Schweizer lebendig ins Feuer geworfen wurden, er sah sie geschunden und verstümmelt. Weiter, immer die wütendsten und grausamsten, sogen ihr Blut. Selbst die toten Körper blieben von keiner Art Milderung frei. Gegen Abend erst wurden die verstümmelten Leichname weggeführt, 30 bis 40 auf einem Wagen. Oben darauf saßen sie Pöbelträger, triumphierend, immer noch gegen die Toten, gegen die nackten Körper wütend. Man trug ihre zerrissenen Kleidungsstücke und ihre Köpfe auf den Stangen mit Freuden- geschrei umher.

Zucht und Ordnung waren verschwunden. Während schwärmte der Pöbel in den Straßen, rief die Bildsäulen der Könige, Meisterwerke der Kunst und die Fierden der öffentlichen Plätze, nieder. In den Tuileries wurde alles von unten zu oberst gekehrt. Die umliegenden kleinen Häuser und Kasernen standen in Flammen.

Dazu das entsetzende Schreien der Frauen, der wilde Singlang des Revolutionsliedes! Justus hatte angstvoll schon lange die Pöbel weggeführt und war in die Wohnung eines Freundes geflüchtet, wo er einige Stunden auf dem Ruhebett lag, die Hände vor den Ohren, die Augen geschlossen.

Erst in der Nacht begab er sich zwischen ein und zwei Uhr nach Hause. Es war ein trauriger Weg von drei Viertelstunden Länge. Ganz Paris mußte Justus durchqueren. Einen solchen Weg würde der junge Mann während seines ganzen Lebens nie wieder machen. Raufende Leichname. Die Patrouillen gingen nicht, sondern schlichen durch die Straßen, als wenn sie sich vor den Geißeln der Erschlagenen fürchteten. Die Bürger aber lagen kalt, müde und trunken von dem aus königlichen Kellern geraubten Wein zwischen den Leichen, auf den Treppen zu den Häusern und in den Gassen.

(Fortsetzung folgt.)

So standen die Dinge, als der 10. August hereinbrach. Tag des Schicksals des französischen Volkes!

Zwei Tage später sah in seinem bescheidenen Stübchen der Doktor aus Honn und berichtete seinem Vater die Abenteuer dieses fürchterlichen Tages.

### Der Tag des Schreckens

In der Nacht zum 10. hatte Justus schon die grausamen Töne der Sturmgloden gehört. Zwei Tagen lag etwas in der Luft. Sofort wußte er daher, was der kommende Tag bringen würde. Am frühen Morgen war er schon auf den Beinen. Um neun Uhr sah er aus dem Fenster, wie die bewaffneten Hauern sich in der Richtung des königlichen Schlosses der Tuileries bewegten. Unverzüglich verließ er seine Wohnung, um zu sehen, was es geben würde, und kam auch noch vor der Ankunft der Horden in den Garten der Tuileries an. Drohendes Stimmengewirr hieß ihn, sich schnell in einem Gebüsch zu verstecken. Von dort beobachtete er, wie ein bewaffneter Trupp von Schweizern, der Leibwache des Königs, und von Nationalgardern sich langsam vom Schloß hinweg zum Gebäude der Nationalversammlung bewegte. Deutlich erkannte Justus inmitten der Soldaten den König, dessen Schwester, die Königin, den Dauphin und die kleine Prinzessin. Der brave Räderer, Generalprokurator des Departements, hatte den König gebeten, sich mit den Seinigen in die Mitte der Nationalversammlung zu begeben, der einzige Weg, um ihr Leben zu sichern.

Justus sah den König hineingehen, und es gelang ihm, sich auch mit hineinzuwringen. Nie würde er diesen merkwürdigen Anblick in seinem Leben vergessen können. Der König stellte sich zur Seite des Präsidenten, und die Frauen mit den Kindern setzten sich gegenüber auf eine Bank an den Schranken zu den Sitzen der Versammlung. Aber der König durfte nicht bleiben, weil die Konstitution den Mitgliedern der Nationalversammlung verbot in seiner Gegenwart zu verhandeln. So entstand die Frage: Wo ihn hinbringen? Während der Beratungen darüber lag der König, auf seine Hände gestützt, mit dem Bauch über den Tisch gelehnt, der vor dem Präsidenten stand. Lächelnd und gutmütig, sorglos und unbekümmert in die-

